

# Unis zwischen Geld und Geist

**Werkstudenten** Bologna-Reform verhindert Teilzeitarbeit in Bars, Banken oder Bibliotheken



CHRISTOF MÜRGER

«Gaudemus igitur, juvenes dum sumus», heisst es im bekannten Studentenlied. Auf Deutsch in etwa: «Lasst uns fröhlich sein, solange wir jung sind.» Ja, schön wärs! Festen und feiern kostet nämlich. Und Geld haben junge Leute in Ausbildung kaum je genug. Wer studiert, muss deshalb schmal durch: Die Semestergebühren sind hoch, die Fachbücher teuer, und ein Computer mit moderner Software gehört heute zur Grundausstattung. Etwa zur Hälfte finanzieren die Eltern den langen Bildungsweg ihrer Sprösslinge. Laut Bundesamt für Statistik (BFS) steuert der Staat mit Stipendien und Darlehen 10 Prozent bei. Für die restlichen 40 Prozent kommen die Studierenden selbst auf: Sie arbeiten nebenher in Bars, Banken oder Bibliotheken. Und das ist gut so: Wer sich nur noch unter der universitären Käseglocke mit Seinesgleichen umgibt, verliert gerne die Bodenhaftung. Zudem schadet praktische Arbeit kaum jemandem. Und wer Glück hat, kann gar den Grundstein für eine Karriere legen. Doch der so erzwungene wie wünschenswerte Eintritt ins Berufsleben hat Folgen: Die Studierenden kommen rasch auf zweistellige Semesterzahlen, bis sie die Hochschule mit dem Diplom verlassen. Das gilt insbesondere für die Geistes- und Sozialwissenschaftler, die den Aufbau ihres Studiums frei planen und deshalb regelmässig einem Broterwerb nachgehen können. Allerdings mit gewichtigen Nachteilen: Nicht nur droht das Stigma des «ewigen Studenten», son-

dern auch die Begrenzung der Studienzeit. Ganz anders sieht es bei Studierenden der ETH Zürich oder der Universität St. Gallen aus: Laut BFS hat hier nur gerade ein Viertel einen Job. Kein Wunder, ihr voller Stundenplan gleicht dem eines Kantonsschülers und lässt mehr gar nicht zu. In gewissen Kreisen gelten jedoch allein angehende Ingenieure oder Ökonomen als gute und effiziente Studenten. Dagegen werden zukünftige Anglisten oder Historiker oft nur müde belächelt. Zu Unrecht, denn an der ETH und in St. Gallen verkehren vor allem «PKZ»-Studenten, «Papa kann zahlen»-Studenten. Mit der Bologna-Reform droht auch den Geistes- und Sozialwissenschaftlern die Verschulung – und damit die Verschuldung. Wer nicht mehr arbeiten kann, um sein Studium zu finanzieren, muss zukünftig einen Kredit aufnehmen. Was sind die Folgen? Wahrscheinlich schreiben sich immer mehr Studierende für Elektrotechnik, Biochemie oder Recht ein. Denn diese Fächer führen mehr oder weniger direkt zu einem sicheren Einkommen – und damit zur Möglichkeit, die Schulden zügig zu begleichen. Dagegen drohen Geschichte, Ethnologie oder Theologie weiter an Bedeutung zu verlieren. Doch der Mensch lebt nicht vom Geld allein, sondern auch vom Geist. Das wissen wir nicht erst seit Gotthelf. Das eingangs erwähnte Studentenlied stammt aus dem Jahr 1781. Und bereits da heisst es: «Vadite ad superos – Schwingt euch hoch zu den Göttern.»

christof.muenger@azag.ch



CLAUS KNEZY

# Böse Familiengeschichte

**Gastautorin** Literarisch verbrämte Verharmlosung von Nazi-Grössen



REGULA STÄMPFLI  
Fasziniert las ich vor einigen Wochen in der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung» über eine Politologin, die als Grosstochter des Bruders von Heinrich Himmler einen jüdischen Israeli geheiratet hat. Was schreibt wohl eine Politologin zu einem so schwierigen Thema wie der eigenen NS-Verwandtschaft?

Die schlechte Nachricht gleich vorweg: Das Buch «Die Brüder Himmler. Eine deutsche Familiengeschichte» reiht sich ein in die gegenwärtig so beliebten Personalityshows ehemaliger Massenmordstrategen. Es ist wohl nur noch eine Frage der Zeit, bis eine «reizende» NS-Telenovela als Nachmittagsunterhaltung in deutschen Fernsehkanälen läuft. Der deutsche Politikprofessor Peter Reichel beschrieb den Trend, die NS-Führung privat zu zeigen, treffend mit dem Titel: «Onkel Hitler und die Familie Speer». Katrin Himmler erzählt nun also von Grossonkel Himmler und seinen Brüdern. So, wie wir es auch aus der eigenen Familie kennen. Die Brüder streiten, konkurrenzieren und helfen sich. Sie schreiben nette Post- und Weihnachtskarten. Sie sind traurig, wenn der Papi stirbt. Und sie zeugen Kinderchen, über welche sie manchmal entzückt, manchmal enttäuscht sind. Furchtbar banal also. Und während dieser Ansammlung von nichtssagenden Quellen wie «Heinrich klagte im selben Brief langatmig darüber, wie unverschämt viel er für das Studium zu tun habe; er stand gegenüber den Eltern ständig unter Druck, seinen Fleiss unter Beweis zu stellen» (S.75) oder «Heini, ziehe die Zügel nicht zu straff, damit du nicht mit vom Schönsten verlierst, was das Leben zu geben hat» (S. 176/177) stellt sich die Frage: Was soll denn das Ganze? Dass NS-Täter auch menschliche Schwächen und Gewohnheiten hatten, ist anzunehmen. Doch ist es für die ge-

samt menschliche Erfahrung des bürokratisierten Massenmordes wirklich wichtig zu wissen, dass Heinrich Himmler mit Magenproblemen zu kämpfen hatte? Ist es wirklich notwendig, sich über 300 Seiten mit den Alltagssorgen himmlerschen Familienmitglieder zu befassen? Sicher nicht – und doch verkauft sich Katrin Himmlers Buch momentan fast so bestsellermässig wie wohl damals die Schriften des Mentors ihres Grossonkels. Wo bleibt das Grauen hinter der Urlaubskarte? Wo das konkrete Benennen, welche menschenvernichtende Folgen es hatte, «Himmler» zu sein? Es hätte schon gereicht, im Anhang des Buches die Verbrechen Himmlers minutiös aufzulisten. Doch nichts dergleichen. Diese Leerstellen haben nicht nur in Himmlers Buch, sondern generell System. Denn momentan erleben frischfröhlich alle Nazi-Stories, seien sie in Buch, Dokumentations- oder Filmform, Hochkonjunktur. Denn autobio-

verwöhnt und nicht der Kopf gefüllt. Hitlers Rüstungsminister mutiert im Film unkritisch zu dem, als das er schon vor über 60 Jahren galt: ein schnittiger Nazi-Bursche, der mit Adolf ein quasi homoerotisches Verhältnis pflegte und wahnwitzige Modellbauten ausführen durfte. Im Vergleich dazu haben die NS-Opfer in den Dokumentationen wenig individualisierte Namen, Biografien, Stimmen. Sie existieren eigentlich nur theoretisch. Werden, einmal mehr, verschwiegen oder hinter Begriffen wie «Lager», «Massenmord» oder «Vergasung» anonymisiert. Sie liegen zudem in den verfügbaren filmischen Dokumentationsbildern auf menschlichen Abfallhaufen. Nur noch Haut und Knochen. Haarlos. Entmenschlicht. Entwürdigt. Ermordet. Und genauso wie den Opfern in den Lagern ihre menschliche Form genommen wurde, fehlen sie als Menschen, Formen und Bilder auch in den TV-Dokumentationen über Nazi-Grössen. Sie sind das Fremde, das

Soll Hitlers Reich zur «normalen» Geschichte mutieren, zur Geschichte, die «debattiert» werden muss, wie es der iranische Präsident fordert?

grafisches Nacherzählen des Nationalsozialismus ist hip. Darstellen statt erklären, ästhetisieren statt nachdenken. Halt einfach gute, spannende Geschichten erzählen. Dass dabei vorwiegend die Täter und deren nachkommen zum Sprechen, Erinnern und Deuten kommen, weil die sechs Millionen ermordeten Menschen ja kaum Tagebuchnotizen, Briefe, Erzählungen sowie Kinder und Enkel hinterlassen konnten, fällt fast niemandem mehr auf. Ein Buch wie «Klaras Nein», das in wunderbarer Weise den erschütternden Weg der Shoa mittels Literatur nachzeichnet, bleibt das Insiderwerk für einige Intellektuelle, während Katrin Himmler mit ihrer fürchterlich banalen Familienvergangenheit die Kasen klingeln lässt. Ein schreckliches Phänomen. In der ARD-Produktion «Speer und ER» beispielsweise wird vor allem das Auge

Ungesagte, das zum Vergessen Freigegebene. Was soll also dieser neue Trend personalisierter Geschichtsschreibung der «ästhetischen Nazis», der Menschen wie du und ich? Soll etwa so Hitlers Reich quasi zur «normalen» Geschichte mutieren? Eine Geschichte, die, wie der iranische Präsident dies euphemistisch nennt, «debattiert» werden muss? Mich schauerts. Und vielleicht sollten die Medien wieder öfter die Fragen nach den Leerstellen und nach der Darstellung der Entmenschlichung ins Zentrum rücken, als sich den dokumentarisch versüßten Lebensgeschichten prominenter Massenmörder zu widmen.

**Dr. phil. Regula Stämpfli** ist Politikwissenschaftlerin, Dozentin und Buchautorin. Sie hat verschiedene Beiträge zur europäischen Politik und Geschichte verfasst. Regula Stämpfli schreibt künftig im Sechswochen-Turnus Kolumnen für die Mittelland Zeitung.

# Wer nicht Neues wagt, wird satt

**Filmszene Schweiz** Für einen nachhaltigen Erfolg braucht es eine enge Zusammenarbeit



HANS JÜRIG ZINSLI

Dem Schweizer Film geht es blendend. Weit war der Weg dahin. Dafür bedurfte es einer Professionalisierung der cineastischen Branche. Und es bedurfte einer neuen, selbstbewussten Generation von Filmemachern. Diese hört nicht nur auf den Namen Michael Steiner («Mein Name ist Eugen», «Grounding»). Sie heisst auch Ruxandra Zenide («Ryna») oder Greg Zgliniski («Tout un hiver sans feu»). Mit anderen Worten: Die Schweiz kennt mittlerweile das grosse und das kleine Kino, sie kann auswählen zwischen Thrillern, Familienfilmen, Komödien und Arthouse-Dramen. Das war nicht immer so. Noch vor wenigen Jahren konnte man hierzulande nur ein Kino: das verschämte. Diese Zeiten sind zum Glück vorbei, jetzt gilt es vorwärts zu schauen. Zu diesem Zweck ist es wichtiger denn je, dass die Weichen richtig gestellt werden, denn die Mittel sind beschränkt. Die Zauberformel heisst Zusammenarbeit. Im Bereich der Filmförderung bedeutet das: Cineastische Perlen müssen im Verbund von Staat, Kantonen und Fernsehen noch sorgfältiger herausgefiltert werden, das potenzielle Zielpublikum darf nicht ausgeblendet werden. Dasselbe gilt im Bereich der einheimischen Filmfestivals: Auch hier muss eine laufende Publikums-, Relevanz- und Qualitätsprüfung stattfinden. Und auch hier muss es eine Zusammenarbeit geben zwischen den Veranstaltern, dem Publikum und den Machern. Bisher ist die Schweiz gut gefahren mit ihren drei grossen Festivals in Solothurn, Locarno und Nyon. Aber gilt das auch morgen noch? Und was ist mit den jungen aufstrebenden Festivals in Zürich, Genf, Baden, Winterthur? Tradition ist eine Qualität des Landes. Doch wer nicht stets das Neue hinterfragt, wird satt. Das darf nicht sein. Die Debatten sind eröffnet.

hansjürg.zinsli@azag.ch